



Leseprobe aus Wagner, Hyde, ISBN 978-3-407-75535-3

© 2020 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-407-75535-3](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75535-3)

Was ist die Ursache für Liebe?

Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass die Liebe nicht verschwindet, wenn der Mensch, dem sie gilt, stirbt. Sie ist immer noch da. Wie das Licht, wenn eine Kerze erlischt. Sie ist in meinem Innern, streift suchend umher, heimatlos, mit wunden Füßen, sehnsgütigen Händen.

1. KAPITEL

AUF DER STRASSE

Bei jedem Auto hielt ich den Daumen raus, aber alle rauschten nur hupend an mir vorbei. Der Wind zerrte an den dünnen Kronen der Bäume am Straßenrand, klatschte mir Schneematsch von den Ästen auf die Haare, in den Kragen.

Ich stemmte mich gegen die Kälte und keuchte vor Anstrengung. Der Charlottenburger – das große Tuch, in das alle Handwerker auf der Walz ihre Besitztümer einwickeln und das an einem Lederriemen von meiner Schulter baumelte – fühlte sich immer schwerer an. Seit einer Stunde lief ich jetzt schon, ohne dass irgendwer anhielt. Mein schwaches linkes Bein zog ich nach. Es tat weh. Diese verdammte Straße hatte nicht einmal Seitenstreifen. Als ein neues Auto kam, wich ich hastig in den tiefen Schnee am Rand zurück und winkte wild. Doch das Winken schien den Fahrer zu verunsichern. Er fuhr noch schneller als die anderen an mir vorbei.

Meine Zehen, meine Hände, mein Gesicht spürte ich schon nicht mehr. Ich lief weiter. Wie eine Maschine. Wie die Blechmaus, die Zoe und ich früher gehabt hatten. Zog man sie auf, hoppelte sie so lange, bis der Mechanismus sich leer gedreht hatte.

Nein, ich würde kein Geld für ein Taxi ausgeben! Eher wollte ich verrecken. Mein Geld blieb in der Kriegskasse.

Kriegskasse. Sowie ich das Wort dachte, fühlte ich mich stärker und straffte mich. Die Kälte konnte mich mal. Wenn keiner anhielt, dann eben nicht. Ich hatte schon ganz andere Sachen geschafft. Mich kriegte niemand klein.

Ich zog den Hut tiefer in die Stirn und stapfte weiter. Der Hut gehörte zur Kluft. Er galt als Zeichen für Freiheit. *Freiheit* – auch das war ein gutes Wort, ein starkes.

Die Flocken wirbelten um mich herum und um ein Straßenschild, das darauf hinwies, dass die nächste Ortschaft sieben Kilometer entfernt war. Also ungefähr anderthalb weitere Marschstunden.

Machbar. Das kriegst du hin, Katrina.

Über meinen Rücken lief Schweiß. Ich hustete. Nicht gut. Ich hatte in der letzten Woche versucht, eine Bronchitis auszukurieren, aber ich war noch nicht gesund.

Weiter, Katrina, weiter.

Und dann geschah ein Wunder.

Es war ein dunkelblauer Wagen. Er reagierte erst wie alle vor ihm. Ich zog mich wieder von der Straße in den tiefen Schnee zurück. Er brauste an mir vorüber. Der Kotflügel zeigte zwei tiefe Schrammen. Zehn Meter vor mir wurde das Auto plötzlich langsamer und fuhr rechts ran. Ich starrte durch den fallenden Schnee nach vorn. Der meinte bestimmt nicht mich. Die Seitentür wurde aufgestoßen. Oder doch?

Aus dem Auto drang Rauch!

Der Schreck nagelte mich am Boden fest. Das Auto brannte! Ohne es zu wollen, sah ich Flammen hoch aufschießen, spürte den Glutgriff des Feuers aus meinen wiederkehrenden Albträumen, riss die Hände vors Gesicht. Ich nahm ein Heulen wahr. Schrecklich. Durchdringend. Meine eigene Stimme.

»Hallo?«

Jemand rief. Ich spähte durch meine Finger. Eine Frau beugte sich aus dem Fahrerfenster – hochgestecktes blondes Haar, Stäbchen darin, registrierte ich. Sie rief mir zu: »Kommst du? Es wird kalt!«

Es ist nichts passiert, Katrina. Nichts passiert! Ich nahm die Hände herunter, atmete aus, die Lähmung löste sich. Erleichterung flutete meinen Körper.

»Oder willst du gar nicht mitfahren?« Der Wind trug ihre Stimme in Fetzen zu mir. Er riss auch an ihrer schönen Hochsteckfrisur.

»Doch! Ich komme!«

Ich humpelte vorwärts, so schnell ich konnte. Als ich beim Auto angekommen war und einsteigen wollte, schämte ich mich wegen meiner dreckigen, nassen Stiefel, doch ein Blick ins Wageninnere machte mir klar, dass ich mich deswegen nicht sorgen musste. Buchstäblich jeder Zentimeter war mit Müll bedeckt. Leere Pizzakartons, zerknüllte Einwickelpapiere verschiedenster Süßigkeiten, ausgetrunkene Cola-Zero-Dosen.

Sie bemerkte meinen Blick, sprudelte los: »Frag nicht! Es ist der Wagen meiner Tochter. Am Anfang hab ich den Fehler gemacht, sauber zu machen – aber das löst das Problem nicht. Schieb zur Seite, was stört, aber wirf nichts weg! Sie muss es von selbst wegwerfen wollen, sonst nützt das alles nichts!« Die Frau hatte eine unglaubliche Stimme. Rau, bellend. Wie ein lachender Hund.

Mit einer schnellen Handbewegung fegte sie leere Chipstüten vom Beifahrersitz auf den Boden. Ihre vielen Goldarmreifen glitzerten.

Als ich mich setzte, ließ der Schmerz in meinem schwachen linken Bein nach, und am liebsten hätte ich vor Dankbarkeit gestöhnt. Vorsichtig streckte ich das Bein aus, dabei knirschte etwas unter meinen Sohlen. Ich schob den Fuß hin und her. Pflaumenkerne. Kaum saß ich, kapierte ich auch, warum der Wagen geraucht hatte. Er war blau von Zigarettenqualm. Ich *roch* den Rauch mit meiner zugeschwollenen Nase zwar nicht, aber ich *schmeckte* ihn. Jede Pore dieses Fahrzeugs war verstopft davon.

Erschöpft lehnte ich mich zurück. Draußen hatte es angefangen zu graupeln. Wie müde ich war, merkte ich erst jetzt. Das Tuch um mein Gesicht war klatschnass von geschmolzenem Schnee.

»Schöne Armreifen«, sagte ich.

»Wie bitte?«

Dass ich es immer wieder vergaß, dass die Leute meine Aussprache so schlecht verstanden ...

»Die Armreifen«, sprach ich langsam. »Sie. Sind. Schön.«

»Die gehören zum Job«, sagte sie. »Wie das Kleid.«

Sie hatte etwas Goldenes an, das wie eine Theaterrobe um sie herumwallte. Mit der Hochsteckfrisur, diesem Kleid und ihrem Gesicht, dessen Schönheit mir wie ein Echo aus der Vergangenheit erschien – zerschlissen, abblätternd, angegriffen von zu viel Rauch und vom Leben –, wirkte sie wie eine Frau aus einem Traum in Sepia.

Sie fuhr noch nicht los. »Ich muss zwar nur zum Radio«, sagte sie, »die Leute *sehen* mich also gar nicht. Aber ich brauch das – fürs Gefühl. Man spricht anders mit einem goldenen Kleid, anders als in Jeans und T-Shirt. Man denkt auch anders. Kennst du das?«

»Hm.« Ich erinnerte mich an mein erstes Kleid.

Gloria hatte es mir gekauft. Kurz nach der Gefangennahme. Das Kleid war neongrün gewesen und faustgroße orangefarbene Gerberablüten waren auf dem Stoff verstreut. Ich hatte die Farben grässlich gefunden. Ich mochte Oliv. Oder Kaki. Anthrazit auch. Und Beige. Tannengrün fand ich gut. Erdbraun. Nebelgrau. Schwarz.

Gloria hatte sich geweigert, mir solche Sachen zu kaufen. »Keine Tarnfarben«, hatte sie gesagt. Überhaupt mochte sie es nicht, wenn ich Dinge tat, die ich *vorher* getan hatte. Vor der Gefangennahme. »Du willst doch dazugehören! Du musst daran denken: Was du auch tust und sagst, wird immer mit deiner Vergangenheit in Verbindung gebracht werden. Also pass dich an.«

»Kann man sich denn besser anpassen als durch Tarnfarben?«

Sie hatte mir nur stumm das Kleid hingehalten.

Ich erinnerte mich, wie ich mich darin bewegt hatte: verunsichert, voller Hemmungen. Wie ich das Gefühl gehabt hatte, das Kleid würde auch meine Worte beeinflussen, sie färben: jedes Wort krachbunt, alle Satzzeichen aufdringlich wie orangefarbene Gerbera.

»Ich bin Josefine«, sagte meine Fahrerin und katapultierte mich aus der Vergangenheit zurück in das schmuddelige Auto. Sie sah mich direkt an, lächelte.

»Katrina.«

»Karzyna? Ist das polnisch?«

»Nein, *Katrina*«, sagte ich so deutlich wie möglich.

Ich erwartete irgendeinen Spruch wegen meiner verschliffenen Aussprache. Oder wegen des Tuchs vor meinem Mund.

Ich wappnete mich bereits innerlich. Aber nichts. Ich hatte offenbar Glück.

»Was machst du denn so alleine hier draußen in der Kälte? Wissen deine Eltern, wo du bist? – Wie alt bist du? Fünfzehn? Sechzehn? – Ist das eine Pfadfinderkluft, die du da an hast?«

Ich hätte sauer sein können. Schließlich mischte sie sich ein. Aber sie fragte anders als andere. Nicht, als wollte sie mich aushorchen und festnageln, sondern als würde sie sich wirklich Sorgen machen.

»Ich. Bin. Achtzehn«, sagte ich langsam, stolperte aber trotzdem über einzelne Buchstaben. »Tischlerin. Auf. Der. Walz.«

»Oh. Entschuldigen Sie.« Sie sah mich genauer an. Sagte aber immer noch nichts wegen des Tuchs. Oder meiner Aussprache. Ich bewunderte die beiläufige Eleganz, mit der sie vom Du zum Sie gewechselt war. »Haben Sie im Motel übernachtet?«

Hatte ich. Und unten im Frühstücksraum hatte ich acht Fernfahrer angesprochen, ob sie mich mitnehmen würden. Alle hatten abgelehnt. Kein Wunder. Ich hatte schwankend vor dem Tisch mit dem Brotkorb, der Marmelade und den Schmelzkäsecken gestanden, zitternd und hustend, und das Fieber musste von mir abgestrahlt sein wie Hitze von einem Radiator. Einige hatten nicht mal geantwortet, sondern sich schnell abgewandt. So wie man sich von einem Penner abwendet. Taub und blind.

Nach der achten Ablehnung hatte ich mir einen Kaffee aus der Thermoskanne gedrückt. Kaffee zu trinken, gehörte zu den wenigen Dingen, die ich seit der Gefangennahme übernommen hatte. Kaffee mochte ich. Im Gegensatz zu den anderen Sachen, die sie mir zu essen und zu trinken gegeben

hatten. Vielleicht, weil Kaffee bitter war. Bitter wie Beifußtee. Bitter wie wilde Rauke.

Ich war mit dem Kaffee zu einem Tisch gegangen, der am weitesten in der Ecke und am weitesten von allen anderen entfernt stand. Hatte den Becher zwischen die Hände genommen, mich daran gewärmt. Meine Hände hatten in dem Energiesparlicht gräulich grün ausgesehen. Wie etwas Verschimmeltes.

Ich hatte mich davon überzeugt, dass ich mit dem Rücken zu den Fernfahrern saß, dann hatte ich kurz das Tuch gelüpf, um trinken zu können.

Die Luft hatte mein Gesicht getroffen wie eine intime Beührung. Als wäre die Haut dünn geworden vom ewigen Verdecktsein, dünn und empfindsam. Ich hatte kleine Schlucke von dem schwarzen, heißen Zeug genommen, und sofort war mir Energie ins Blut geschossen, eine Wirkung, an die ich mich noch immer nicht gewöhnt hatte. Augenblicklich hatte ich mich besser gefühlt. Wacher. Wütender. Dann würde ich eben laufen, hatte ich gedacht. Laufen, so lange, bis jemand anhält.

»Ich hab mal gehört, dass es so Regeln für Leute wie Sie gibt, die auf der Walz sind«, sagte Josefine in meine Erinnerung hinein. »Sie dürfen für Übernachtungen nicht zahlen, oder?«

Ich nickte.

»Wir Gesellen versuchen da zu wohnen, wo es nichts kostet. Oder wo wir dafür arbeiten«, mühete ich mich durch die Sätze. Alle Worte, für die man die Lippen bewegen musste – B, P, M, F, W –, fielen mir schwer. »Wir übernachteten in Pfarrhäusern«, sagte ich. »Wenn es nicht so kalt ist, auch mal in

einer Scheune. Im Motel hab ich ein Fenster repariert und durfte danach ein paar Tage umsonst bleiben.« Leider nicht lange genug, um die Bronchitis loszuwerden.

»Und jetzt wandern Sie weiter?«

»Wir dürfen keine Verkehrsmittel nehmen, die Geld kosten«, sagte ich und bemühte mich wieder sehr um Deutlichkeit.

»Das klingt *anstrengend!* Immer nur laufen und trampen und arbeiten ...« Sie hielt mir eine Packung Zigaretten hin. Ich lehnte ab. »Nicht mal einen ordentlichen Fußweg haben sie hier gebaut!«, sagte sie und deutete nach draußen. Dann zündete sie sich eine Zigarette an und zog den überquellenden Aschenbecher raus. »Ein *Skandal* ... Jedes Jahr kommen welche um auf dieser Strecke!«

Ich musterte sie von der Seite. Ihr Haar hatte die Farbe von Buchenrinde. Einen wirren Moment lang fragte ich mich, ob es auch so roch.

»Wohin wollen Sie eigentlich?« Sie blies Rauch aus.

»Am besten in die nächste Stadt. – Ich suche einen Job«, sagte ich und musste dann husten. Ich hustete mich richtig ein, konnte gar nicht mehr aufhören.

»Fette Erkältung, hm?« Sie bellte mir ihr Lachen entgegen, ließ das Fenster auf ihrer Seite runter und die Kälte fegte ins Wageninnere. »Wegen des Rauchs. Sonst ersticken Sie mir noch!«

Sie aschte aus dem Fenster und gab Gas.

*

»Von mir aus können Sie den Mundschutz abnehmen«, sagte sie und sprach damit erstmals mein Tuch an.

»Nein!«, presste ich heraus. »Auf keinen Fall!« Ich checkte in Windeseile das Tuch, zog es exakt über Nase und Mund. Achtete darauf, dass nichts als die Augen herausschauten.

»Ach, wissen Sie, bei uns im Sender ist ständig jemand erkältet. Ich hab garantiert alle Bakterien dieser Welt schon durch. Ich bin immun.« Sie lachte und da beruhigte ich mich und lachte auch.

»Ich lass es besser um«, sagte ich. »Man weiß nie.« Sollte sie ruhig glauben, das Tuch wäre ein Bakterienschutz.

»Tut mir leid, das mit dem Rauchen« sagte sie. »Aber ich will den Ascher so voll kriegen, dass er sich nicht mehr schließen lässt. Irgendwann muss bei meiner Tochter doch mal der Punkt erreicht sein, an dem sie sich sagt: Jetzt ist das Maß voll, jetzt spuck ich in die Hände und mach den Dreck weg!« Sie lachte. »Ich zieh das durch. Ich schwör's Ihnen – und wenn das Auto bis zum Dach hoch verdreckt!«

Ich sah auf den Aschenbecher, in dem nicht nur Kippen, sondern auch zerkaute, graue Kaugummis und ein matschig-braunes Apfelgehäuse lagen.

»Es ist *zutiefst* widerwärtig, ich weiß.«

In Abständen streute sie Betonungen in die Sätze und seltsamerweise musste ich an Zoe denken. Wie sie Lauchringe auf unsere Brote gestreut hatte. Und wie die dann immer besser geschmeckt hatten als ohne.

»Aber ich kann das durchhalten. Wenn's sein muss, *für immer!*«

Josefine war eine der Fahrerinnen, die gern redeten, aber nicht darauf bestanden, dass man auch etwas erwiderte. Ich war froh darüber. Sprechen war anstrengend. Und wenn ich irgendwas während der Gefangennahme gelernt hatte, so war

es Schweigen. Man erfährt viel mehr von den Menschen, wenn man schweigt.

»Sie suchen also einen Job? Als Tischlerin?«

Ich mumpfte zustimmend in mein Tuch.

»Möglicherweise weiß ich etwas für Sie«, sagte sie. »Da könnten sie jemanden wie Sie *dringend* gebrauchen.«

»Eine Schreinerei?«

»Nein. Was anderes. Es ist nur ein kleiner Umweg, etwa dreißig Kilometer. Ich bring Sie hin.«

Ich wollte erschrocken abwinken, aber sie hielt meine Hand mitten in der Bewegung auf, drückte sie einfach. »Doch!«, sagte sie. »*Nie im Leben* lasse ich zu, dass Sie da draußen weiterstapfen! Es ist so eisig, dass ein Pinguin erfrieren würde!« Damit gab sie meine Hand wieder frei.

Josefine bevorzugte Gesten, die man auch aus der Ferne verstehen würde. Sie war der Typ für die Bühne. Hinter jedem Satz hörte man Ausrufezeichen. Alles war *für immer, nie, vollkommen* oder *zutiefst*. Kein Mittelmaß. Nur Extreme. Das fand ich gut. Ich hatte plötzlich das berauschende Gefühl, sie zu kennen. Das hatte ich noch nie bei jemandem erlebt. Ja, ich kannte sie. Irgendwie. Nicht aus der Wirklichkeit. Aus einer Sehnsucht.

»Um zu sehen, dass Sie *zusammenbrechen* würden, muss man nicht mal Wahrsagerin sein!«, rief sie.

Josefine war genau das: Wahrsagerin. Buchbar für Betriebsfeiern, Hochzeiten, Geburtstage, erklärte sie mir. Es war seltsam, aber ich stellte mir einen gefährlichen Moment lang vor, mich ihr anzuvertrauen. Mehr noch: mit ihr befreundet zu sein. Immer weiterzufahren mit ihr. Immer weiter in den Schnee hinein ...

Ich strich den Gedanken sofort wieder durch. Bindungen einzugehen, war ausgeschlossen. Sie hielten nur auf. Ich war nicht unterwegs, um Freunde zu finden, sondern auf einem Feldzug. *Darauf* sollte ich mich konzentrieren.

Ihre bellende Stimme unterbrach meine Gedanken: »Ich mach *alles*«, sagte sie. »Kristallkugel, Pendel, Tarot, Würfeln, inneres Tier, Jenseitskontakte, Channelling, Handlesen – das ganze Programm!« Sie lachte. »Man muss flexibel sein. Die Konkurrenz in der Branche schläft nicht.«

Sie wollte zu einem in der Nähe ansässigen Radiosender. »*Astro-Radio*«, sagte sie. »Ich hab da eine tägliche Sendung: *Lady Josefines Zukunftsschau*. – Da können Leute anrufen und sich die Karten legen lassen. Aber es fängt erst in zweieinhalb Stunden an. Ich fahre Sie also zu Ihrem neuen Job! Keine Widerrede! Ich bin sicher, dass Sie dort was finden! – Nein, wir liegen gut in der Zeit, das schaffe ich *locker!*«

Sie redete und redete, ihre raue Hundestimme flog im Wagen herum. Sie erzählte, dass sie gern beim Radio aufhören würde. Ein Café eröffnen. »Ein Café, wo Sie nicht nur eine Tasse Kakao bekommen, sondern auch einen persönlichen Blick in die Zukunft. Das *wär's!* Aber die Mieten! Uner schwinglich! Ich werde wohl noch ein paar Jahre durchs Radio geistern, bis ich so was wagen kann.«

»Was sagen denn die Karten zu dem Plan?«, sagte ich.

»Was?«

»Schaffen Sie's mit dem Astro-Café?«

Sie lachte wieder. »Ich schau nicht in meine eigene Zukunft! – Klingt absurd, oder? Ist aber eine goldene Regel in unserer Branche. Es bringt Pech, wenn man für sich selbst ... Ich sage jedenfalls nur für andere wahr.«

Ich fragte nicht weiter. Ich hatte mit dem eisigen Fahrtwind zu kämpfen. Er fegte durchs offene Fenster herein, kauzte an mir, biss in Wange, Ohr und Hals. Er fror mich auf dem Sitz fest, presste das feuchte Tuch an mein Gesicht. Ich fragte mich, ob man Konturen sehen konnte.

»Wissen Sie, *alle* Menschen, denen ich begegne und die erfahren, dass ich Wahrsagerin bin, wollen, dass ich ihnen weissage«, sagte Josefine gerade. »Es gibt *keine* Ausnahme.«

Es war selbst zum Nicken zu kalt.

»Es war übrigens das Gleiche bei meinem vorigen Beruf. Ich bin ausgebildete Masseurin!«

Der Fahrtwind schleuderte den kleinen goldenen Engel am Rückspiegel hin und her, vertrieb den Rauch aus dem Wageninneren und klärte meinen Kopf.

»Was glauben Sie, was los war, wenn ich irgendwo auftauchte. *Alle* Freunde, Bekannten und Verwandten haben sich sofort mit schmerzverzerrtem Gesicht in den Nacken gegriffen. Als Wahrsagerin ist es genauso.«

Sie schwieg einen Moment.

»Aber *Sie* sind anders.« Sie warf mir einen schnellen, aufmerksamen Blick zu. »*Sie* fragen mich nicht. Dabei kann ich bei Ihnen eine Sache ganz klar erkennen.«

Mein Herz ging plötzlich schneller. Ich atmete heftig in das Tuch. *Was* konnte sie erkennen? Sah sie, was ich getan hatte? Oder was ich noch *plante*?

Josefine konzentrierte sich auf die Fahrbahn. »Da ist etwas ... etwas Grauenhaftes.« Ihre Stimme wurde leiser. »Es liegt in Ihrer Vergangenheit.«

Automatisch ballten sich meine Hände zu Fäusten. Ich öffnete sie schnell wieder. Wandte mich ab.

»Ihnen ist ein Unrecht geschehen.«

Ich wollte es nicht hören. Nicht *das*. Ich zog mein Bündel vor die Brust – ein Schutzschild. Josefine bog von der Straße ab und folgte einem Schild, das zu einer Tankstelle wies. Der Eisgraupe trommelte wie Splitt aufs Dach und die Motorhaube. Ich legte die Hand an den Türgriff.

Sie fuhr jetzt sehr langsam. »Ein großes Unrecht ...«

Sie wusste etwas!

»Aus dieser Vergangenheit führen zwei Türen«, fuhr sie fort. »Eine öffnet sich ins Licht und die andere in die Finsternis. Sie müssen sich entscheiden.« Sie sprach jetzt sehr leise und das erste Mal ohne Ausrufezeichen. »Es ist vielleicht die wichtigste Entscheidung Ihres Lebens.« Dann hielt sie an. »Ich muss tanken.«

»Ich geh auf die Toilette.« Ich drückte die Tür auf und sprang raus. Weg hier.

*

Als ich in der Tankstelle stand, zwischen den grell ausgeleuchteten Regalen mit zehn verschiedenen Mineralwassern und doppelt so vielen Sorten Schokoriegeln, dachte ich kurz darüber nach, mich durch den Hinterausgang ins Lager und von dort davonzuschleichen. Aber diese Josefine war wichtig. Durch sie fand ich vielleicht den Job, den ich gerade dringend brauchte.

Der Husten schüttelte mich wieder und ich versuchte mich zu entscheiden. Abhauen oder nicht? Ich ließ mir den Toilettenschlüssel geben, humpelte aufs Klo, und als ich schließlich zum Auto zurückkam, stand Josefine schon an die Fahrertür

gelehnt, in der einen Hand einen Kaffeebecher, in der anderen eine Kippe.

»Das ist nicht gut«, flüsterte ich, als ich einstieg.

»Was?«

»Sie. Rauchen. Zu. Viel.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Ich bin jetzt vierzig und werde einundachtzig!«, sagte Josefine und lachte bellend. Sie ließ den Motor an.

»Woher wissen Sie das?«, fragte ich.

Sie hob mir eine Hand entgegen mit den Flächen nach außen. »Die Handlinien!«

»Ich dachte, Sie machen das nicht: in eigenen Angelegenheiten in die Zukunft schauen?«

»Das stimmt auch. Ich war es nicht, sondern eine Kollegin!« Ihr Lachen fühlte sich warm und stark an, wie eine Umarmung. »Aber eigentlich sollte man selbst das nicht machen. – Es verschmutzt das Karma.«

Obwohl es erst kurz nach Mittag war, war es schon wieder düster draußen. Es schneite stärker. Josefine hatte die Scheinwerfer an. Das weiße Licht fraß sich durch den Schneewirbel und hatte einen dunstigen Hof.

Josefine würde einundachtzig Jahre alt werden.

Werde auch ich alt – so wie Sie?

Nein, ich stellte die Frage nicht laut. Ich wollte es gar nicht wissen. Die Antwort würde nur meine Handlungen beeinflussen, würde mir womöglich den Mut nehmen oder mich tollkühn machen. Beides war nicht gut. Ich brauchte all meine Kraft und Konzentration für *den Plan*. Die Rache. Zu viel über die eigene Zukunft zu wissen, war nicht gut.

So saß ich stumm, den Charlottenburger an mich gepresst,

und obwohl die Kälte wie flüssiges Eis ins Wageninnere strömte, war ich Josefine dankbar. Zu Fuß wäre ich vielleicht zusammengebrochen.

Josefine griff zu mir rüber und öffnete das Handschuhfach, aus dem Erdnusschalen herausquollen und auf den Boden fielen. Beherzt wühlte die Hand sich in das Nusschaos und brachte eine Karte zutage. Ich sah darauf.

*Der Zufall geht keine geraden Wege –
er steht plötzlich vor dir.*

JOSEFINE

Auf der Rückseite eine Telefonnummer.

»Nehmen Sie«, sagte Josefine. »Es ist meine Privatnummer, nicht die teure vom Sender. Rufen Sie mich an, wenn Sie Hilfe brauchen. Jederzeit. Ich meine es ernst«, sagte sie und sah von der Fahrbahn weg und zu mir. »Jederzeit. – Glauben Sie nicht, dass Sie mich stören könnten!«

Ich war überrumpelt und nahm die Karte. Spürte, dass ich rot wurde. Wieso?

»Danke«, sagte ich.

Sie schwieg.

Die Fenster waren bespritzt, graue Flecken, Salz und Matsch. Über den Mittelstreifen der Straße zog sich ein schmaler Wall schwarzen Schnees. Das Vibrieren des Motors ging in meinen Körper über. Ich spürte, wie ich in einen gefährlichen Dämmerzustand glitt, in eine mit Kopfschmerz ausgepolsterte Gleichgültigkeit, die mir die Lider zuzog ...

Eine Sirene riss mich aus dem Halbschlaf. Sofort schoss mir

das Adrenalin ins Blut, und ich saß kerzengerade, während Josefine langsamer wurde und rechts ranfuhr. Im Rückspiegel sah ich das blinkende blaue Licht näher kommen. Ich atmete heftig durch den Mund.

Jetzt war es so weit.

Hatten sie Spuren entdeckt? *Meine* Spuren an Fischs Zuhause? Oder dem, was davon übrig war? Verdammt ... verdammt! Sie durften mich nicht finden. *Noch* nicht. Ich war noch nicht fertig.

Das Fahrzeug pfiff an uns vorbei, der Sirenenton war eine Sekunde langsamer und zog gellend hinterher. Es war nicht die Polizei. Es war ein Rettungswagen. Josefine fuhr wieder an.

Die Erleichterung war brachial. Alle Energie, die mich eben noch durchströmt hatte, sickerte weg, versackte. So schnell und endgültig wie Wasser in einem Sieb. Ich spürte meine Muskeln flattern, hatte einen metallischen Geschmack im Mund. Gleich ... gleich würde ich ohnmächtig werden ...

»Wir sind gleich da«, sagte Josefine und ihre Stimme zog mich aus meiner Schwäche. Sie fügte rätselhaft hinzu: »Es gibt nicht immer ein Richtig und ein Falsch.«

Nach einer Weile fragte ich: »Wie meinen Sie das?«

»Das wissen Sie.«

Ich blieb stumm und dachte an Hyde.

Auch Josefine schwieg.

»Ich bin jetzt achtzehn ...«, begann ich plötzlich, »... doch wenn ich einen Raum betrete, hab ich seit einiger Zeit das Gefühl, dass ich das Ende nicht mehr erreiche.« Ich flüsterte. Schnell und ohne Josefine dabei anzusehen. Keine Ahnung, ob sie mich verstand, ob sie mich überhaupt *hörte*. Aber sie

saß still da, also hörte sie mich vielleicht doch. »Ich hab das Gefühl, der Raum wird immer größer. Ich könnte schreien, aber meine Stimme ... ist weg. Ich komme nicht an, verstehen Sie? Ich komme nirgends an ... nirgends ... ich ...«

Nach einer Weile langte Josefine zu mir herüber und legte ihre Hand auf meine. Ich hatte nicht einmal gemerkt, dass ich weinte.

*

Josefine fuhr von der Straße ab, folgte einer langen Schleife quer durch eine trostlose Landschaft, bis am Straßenrand eine monströse, blinkende Reklame auftauchte: *Kartoffelparadies – Motel & Restaurant*.

Eine leuchtende Kartoffel, die Messer und Gabel in den knubbeligen Händen hielt und sich die Lippen leckte.

»Ich lasse Sie hier raus. Fragen Sie da nach einem Job! Falls die Sie nicht als Tischlerin nehmen, dann sicher für was anderes. Da arbeiten immer neue Leute – da finden Sie ganz bestimmt was!«

Ich setzte mich auf, griff nach dem Bündel zu meinen Füßen. Sie hielt auf dem Parkplatz, auf dem lauter Trucks standen, drehte sich zu mir um und lächelte.

»Danke, Josefine.« Aus irgendeinem Grund war ich zuversichtlich.

Ich stieg aus, stand im Schneematsch. Ein riesiger Truck ragte neben mir auf. Etwas im Bündel war falsch gepackt und drückte am Rücken.

»Viel Glück.« Sie winkte mir aus dem Autofenster zu und fuhr davon.

Kaum war sie weg, spürte ich die Außentemperatur. Das Dämmerlicht um mich herum. Den Himmel so erstickend über mir. Ich schnappte nach Luft und klirrende Kälte füllte meinen Mund. Der Winter hatte den Tag fest im Griff.

Ich stapfte Schritt für Schritt durch den Schnee auf das blinkende *Kartoffelparadies* zu, das mir in jenem Moment wie eine Oase vorkam.